



PER J. ANDERSSON
Vom Inder,
der mit dem Fahrrad
bis nach Schweden fuhr,
um dort seine große Liebe
wiederzufinden

EINE WAHRE GESCHICHTE



Kiepenheuer
& Witsch



Per Andersson

Vom Inder, der auf dem Fahrrad bis
nach Schweden fuhr um dort seine
große Liebe wiederzufinden



Eine wahre Geschichte

Aus dem Schwedischen von Susanne Dahmann



Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Über Per Andersson](#)

[Über dieses Buch](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Inhaltsverzeichnis

Karte

Die Prophezeiung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Die Verwandlung

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Neu-Delhi – Panipat – Kurukshetra – Ludhiana – Amritsar

Amritsar – Kabul (fast) – Amritsar (wieder) – Kabul (endlich)

Kabul – Sheykhabad – Ghazni – Daman – Kandahar

Kandahar

Kandahar

Dilaram – Herat – Islam Qala

Islam Qala – Taybad – Farhadgerd – Maschad – Boynurd – Azadshahr –
Sari

Sari – Amol – Teheran

Teheran – Qasvin

Qasvin – Zanzan – Täbris

Täbris – Marand – Dogubayazit – Erzerum – Ankara – Istanbul

Istanbul – Wien

Wien – Passau

Passau – München – Hamburg – Puttgarden – Rödby – Kopenhagen

Helsingborg – Göteborg – Borås

Kapitel 39

Die Heimkehr

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Bildteil

Bildnachweis

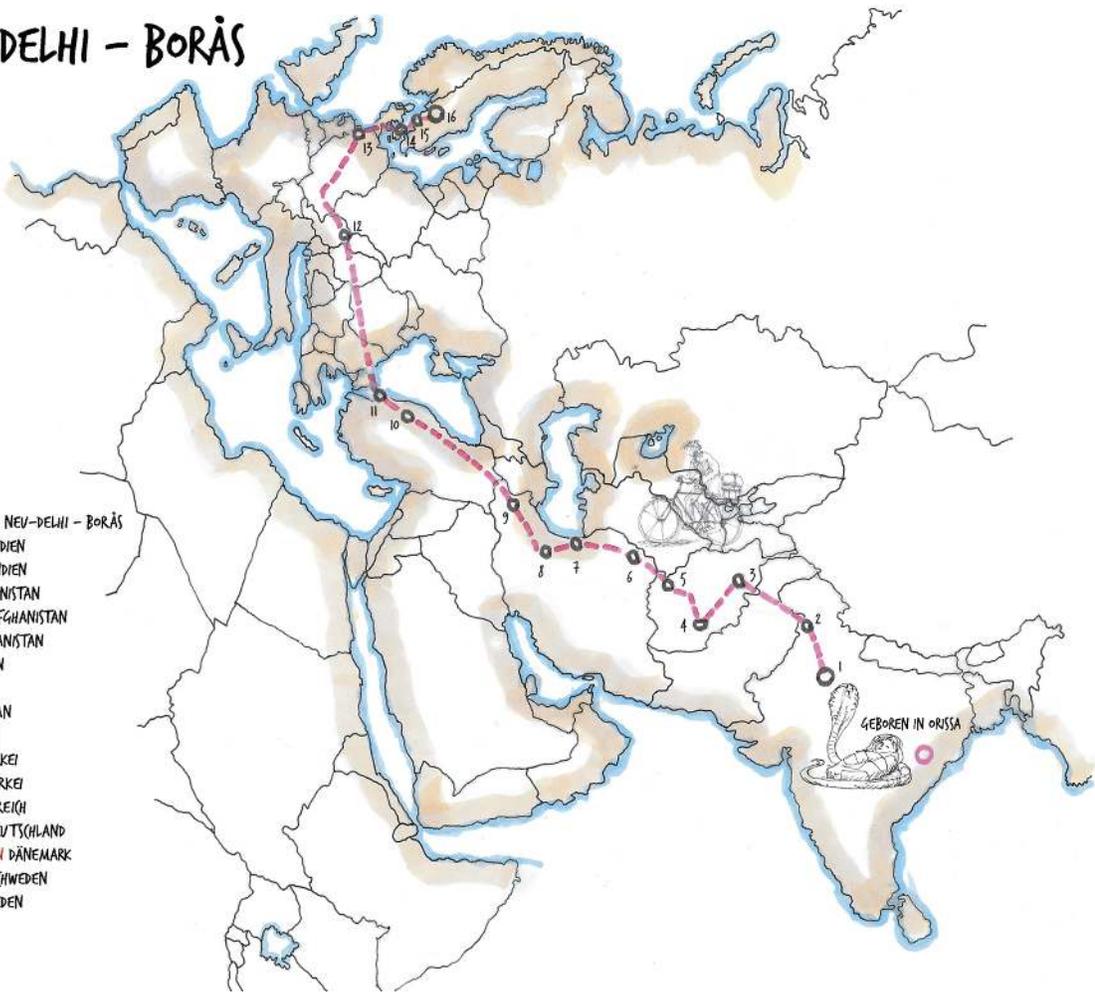
Inhaltsverzeichnis



NEU-DELHI - BORÄS

FAHRRADROUTE NEU-DELHI - BORÄS

1. NEU-DELHI INDIEN
2. AMRITSAR INDIEN
3. KABUL AFGHANISTAN
4. KANDAHÄR AFGHANISTAN
5. HERAT AFGHANISTAN
6. MASCHAD IRAN
7. SARI IRAN
8. TEHERAN IRAN
9. TABRIS IRAN
10. ANKARA TÜRKEI
11. İSTANBUL TÜRKEI
12. WIEN ÖSTERREICH
13. HAMBURG DEUTSCHLAND
14. KOPENHAGEN DÄNEMARK
15. GÖTEBORG SCHWEDEN
16. BORÄS SCHWEDEN



Die Prophezeiung



Seit dem Tag, an dem ich in einem Dorf im Dschungel geboren wurde, ist mein Leben vorbestimmt.

Es war Winter und kurz vor dem Neujahrstag der Engländer, der immer noch gefeiert wurde, obwohl sie zwei Jahre zuvor abgezogen waren. Normalerweise regnete es nicht um diese Jahreszeit, doch in jenem Jahr hatte sich der Nordostmonsun länger über den Küsten von Orissa aufgehalten. Aber schließlich hatte es doch aufgehört zu regnen, auch wenn die dunklen Wolken immer noch die bewaldeten Hügel rechts und links des Flusses verbargen, sodass man meinte, es beginne schon zu dämmern, obwohl erst Vormittag war.

Doch dann brach die Sonne hervor und überstrahlte das Dunkel.

In einem Korb in einer der Hütten des kleinen Dorfes lag ich, die Hauptperson dieser Geschichte, immer noch namenlos. Ich war gerade erst geboren, und meine Familie stand um mich versammelt und betrachtete mich neugierig. Der Astrologe des Dorfes war auch zur Stelle und musterte mich, der ich im Zeichen des Steinbocks und am selben Tag wie der Prophet der Christen geboren war.

»Da«, sagte einer meiner Brüder, »seht ihr?«

»Was?«

»Da, über dem Baby!«

Alle sahen den Regenbogen, der sich in den vom Fensterloch einfallenden Lichtstrahlen zeigte.

Der Astrologe wusste, was das bedeutete.

»Wenn er groß ist, wird er mit Farbe und Form arbeiten.«

Schon bald breitete sich ein Gerücht im Dorf aus. Ein Regenbogenkind, sagte einer. Eine große Seele, ein Mahatma ist geboren, sagte ein anderer.

Ungefähr eine Woche später verirrte sich eine Kobra in die Hütte. Sie erhob sich über dem Korb, in dem ich, arglos ob der Gefahr, lag und schlief, und spannte ihre

muskulösen Halsschilde auf. Als meine Mutter die Schlange erblickte, glaubte sie zunächst, sie hätte zugebissen, und ich sei schon tot. Während die Schlange aus der Hütte kroch, lief sie zum Korb und entdeckte, dass ich lebte. Ich lag still da, betrachtete meine Finger und schaute mit meinen dunklen Augen ins Nichts. Ein Wunder!

Die Schlangenbeschwörer im Dorf erklärten, die Kobra sei in die Hütte gekommen und habe ihre Halsschilde aufgespannt, um mich vor dem Regen zu schützen, der direkt über meinem Korb durch ein Loch in der Decke fiel. Es hatte in den letzten Tagen stark geregnet, und das Wasser war durch das Dach der Hütte gedrungen. Die Kobra ist göttlich, und das schützende Verhalten der Schlange war ein Zeichen Gottes an die Menschen. Der Astrologe nickte zustimmend, als die Schlangenbeschwörer mit ihrer Darlegung fertig waren. So ist es, bestätigte er. Da gab es nichts zu deuten.

Ich war kein gewöhnliches Baby.

Danach war wieder der Astrologe an der Reihe. Seine Aufgabe war es, aufzuschreiben, was in meinem Leben geschehen würde. Mit einem angespitzten Holzstift ritzte er in ein Palmblatt: »Er wird sich mit einem Mädchen verheiraten, das nicht aus dem Stamm, nicht aus dem Dorf, nicht aus dem Bezirk, nicht aus der Provinz, nicht aus dem Bundesland und auch nicht aus unserem Land stammt.«

»Du musst nicht nach ihr forschen, sie wird dich aufsuchen«, sagte der Astrologe und sah mir geradewegs in die Augen.

Mama und Papa konnten erst nicht sehen, was der Astrologe in das Blatt geritzt hatte. Erst mussten sie die Flamme einer Öllampe unter einen mit Butter eingeriebenen Messingständer halten und den Ruß, der sich bildete, in die Kerben des dicken, porösen Blattes fallen lassen. Da trat der Text deutlich hervor. Jetzt musste der Astrologe nichts mehr vortragen, denn sie konnten selbst lesen: »Deine zukünftige Ehefrau wird musikalisch sein, einen Dschungel besitzen und im Zeichen des Stiers geboren sein«, stand dort in runden, kringeligen Oriya-Buchstaben.

Seit jenem Tag, an dem ich anfang zu verstehen, wovon die Erwachsenen redeten, gehören das Palmblatt mit der Prophezeiung und die Erzählung von dem Regenbogen und der Kobra zu meinem Leben. Alle waren überzeugt davon, dass meine Zukunft schon festgelegt sei.

Ich bin nicht der Einzige, der eine Prophezeiung erhalten hat. In den Sternen steht die Zukunft eines jeden Kindes von der Stunde an, in der es geboren wird, geschrieben. Meine Eltern glaubten das, ich glaubte es, als ich aufwuchs, und in mancher Hinsicht glaube ich es bis heute.

Sein ganzer Name lautet Jagat Ananda Pradyumna Kumar Mahanandia.

In diesem Namen ist viel Freude. Jagat Ananda bedeutet allgemeine Freude, und Mahanandia heißt große Freude. Und eigentlich stimmt es nicht, dass dies sein ganzer Name ist. Der ist noch länger. Wenn man alle Namen zusammenzählt, die er von den Großeltern beider Seiten, von der Stammesgruppe und der Kaste erhalten hat, dann ergibt das einen langen Rattenschwanz von Namen, der insgesamt 373 Buchstaben enthält.

Aber wer kann sich schon 373 Buchstaben merken? Der Einfachheit halber begnügten sich seine Freunde mit zweien der Buchstaben. Die Initialen P (für Pradyumna) und K (für Kumar). Ganz einfach: PK. Oder Pikay, da man die englische Aussprache verwendete.

Doch seine Familie rief keinen dieser Namen, wenn sie das kleine Kind sahen, das so schnell über die Dorfwege lief und so hoch in die Mangobäume kletterte. Der Vater nannte ihn »Poa«, was Junge heißt, die Großeltern sagten immer »Nati« – das Enkel- kind –, und seine Mutter rief ihn »Suna Poa«, Goldjunge, weil seine Haut heller war als die seiner Geschwister.

Seine erste eigene Erinnerung an das Dorf am Fluss und am Rand des Dschungels stammt aus der Zeit, als er drei Jahre alt war. Vielleicht war er auch schon vier. Oder erst zwei. Das mit dem Alter wurde als nicht so wichtig betrachtet. Man scherte sich nicht um Geburtstage. Wer einen Dorfbewohner fragte, wie alt er war, der bekam eine unklare Antwort. Man war ungefähr zehn, um die vierzig, bald siebzig oder ganz einfach jung, mitten im Leben oder sehr alt.

Pikay erinnert sich jedenfalls dunkel, wie er in einem Haus mit dicken Wänden aus hellbraunem Lehm und unter einem Dach aus gelbem Gras

stand. Später dann werden die Bilder klarer. Ringsherum lagen die Maisfelder mit ihrem staubigen Kraut, das in der Abendbrise raschelte, und den Gruppen von Bäumen, die dicke Blätter hatten, im Winter schön blühten und im Frühjahr süße Früchte trugen. Und dann war da der kleine Fluss, der in einen großen Strom mündete. Auf der anderen Seite des Flusses erhob sich eine Wand aus Blättern und Ästen. Da begann der Dschungel. Aus dem hörte man manchmal einen wilden Elefanten einen Trompetenstoß abgeben oder einen Panther oder einen Tiger knurren. Noch häufiger sah man die Spuren von wilden Tieren, Elefantenkot und den Abdruck einer Tigerpranke, und man hörte sirrende Insekten und singende Vögel.

Die Waldlichtung war Pikays Horizont, aber seine Welt erstreckte sich über den Horizont hinaus in den Wald hinein. Dort war die Welt zu Ende. Das Dorf und der Wald. Etwas anderes gab es nicht. Der Wald war unendlich, mystisch, geheimnisvoll und gleichzeitig bekannt und vertraut. Er war gleichermaßen ein Abenteuer wie eine Selbstverständlichkeit. Von der Stadt hatte er bis dahin nur reden hören, sie aber nie gesehen.

Im Haus wohnten außer ihm selbst seine Mutter, sein Vater und zwei ältere Brüder. Und dann natürlich die Großeltern väterlicherseits. So verhielt es sich in fast allen Familien. Gemäß der Tradition lebte der älteste Sohn weiter im Hause seiner Eltern, auch wenn er geheiratet und eine eigene Familie gegründet hatte. Shridhar, sein Vater, hielt sich an diese Tradition.

Doch er sah Shridhar nicht oft. Der Vater arbeitete als Postmeister in Athmallik, dem nächsten größeren Ort mit Basar, Teestuben, Polizeistation und Gefängnis. Weil es zu weit war, jeden Tag die zwanzig Kilometer hin und zurück mit dem Fahrrad zurückzulegen, hatte sein Vater sich im Postamt ein Zimmer eingerichtet. Dort schlief er unter der Woche. Doch jeden Samstagabend fuhr der Vater zusammen mit Pikays

zwei älteren Brüdern, die in Athmallik die Internatsschule besuchten, mit dem Fahrrad nach Hause zur Familie.

Es fühlte sich an, als wäre er ein Einzelkind. Von seiner Mutter erhielt er viel Aufmerksamkeit. An den meisten Tagen in der Woche waren schließlich nur sie beide und die Großeltern in dem Haus am Waldrand.

Das Dorf sonnte sich auf seiner Lichtung im Wald, der so dicht war, dass das Licht dort kaum bis zum Boden vordrang. Die meisten Häuser sahen gleich aus: runde und eckige Hütten aus braunem getrocknetem Lehm mit grauen Palmblattdächern und Bambuseinzäunungen für Kühe und Ziegen. Neben den Einzäunungen gab es Gemüsegärten und Heuhaufen für die Tiere. Außer den Lehmhütten gab es in dem Dorf noch ein paar von den Briten aus Barmherzigkeit für die Unberührbaren errichtete Ziegelsteinhäuser. Doch die Häuser waren, noch ehe überhaupt jemand hatte einziehen können, im Monsunregen verrottet und standen jetzt verlassen und mit eingefallenen Dächern herum. Und dann hatte das Dorf noch eine Grundschule und ein Haus, das vom Dorfrat für Versammlungen genutzt wurde.

Pikays Mutter pflegte zu sagen, sie wohnten in Indiens größtem Wald und Kondpoda sei das älteste Dorf im Wald. Das Dorf, sagte sie, war sowohl für die Lebenden als auch für die Toten ein Zuhause. Unten am Fluss gab es eine Senke im Sand, die als Kremierungsplatz genutzt wurde. Sie sagte, um Mitternacht würden sich dort die Seelen der Toten versammeln und singen und tanzen. Im Fluss war ein Strudel, in dem ein paar Jahre zuvor zwei frisch verheiratete und schwangere Frauen ertrunken waren. Sie hatte die Leichname am Strand liegen sehen mit stark leuchtenden roten Punkten auf der Stirn und meinte, der Grund dafür, dass die Punkte so schön leuchteten, wäre gewesen, dass die Frauen so reine, unantastbare und keusche Leben geführt hätten. Ihre Augen waren weit offen, als würden sie immer noch nach etwas suchen. Ihre Münder waren auch weit offen, als hätten sie bis zum Schluss um Hilfe

gerufen. In Wirklichkeit war es aber so, sagte sie, dass die toten Frauen die Mäuler weit geöffnet hatten, weil ihre Seelen sie durch den Mund verlassen und vergessen hatten, die Tür hinter sich zu schließen.

Abends, wenn sie neben ihrem Sohn auf der Strohmatte lag, erzählte sie ihm von den Seelen der toten Menschen, von Göttern, Göttinnen und schwarzer Magie. Mit ihren Arm- und Fußringen machte sie rasselnde, gespenstische Geräusche. Pikay schauderte es, mit klopfendem Herzen hielt er den Atem an. Er lauschte: In der Dunkelheit kamen die Geister keuchend und stöhnend näher. Doch dann spürte er den warmen Körper seiner Mutter. Wenn ihr klar wurde, dass sie ihren Sohn erschreckt hatte, umarmte sie ihn tröstend. Vom Glück des nachmittäglichen Spielens im Wald über die Angst im Tal der Toten bis hin zu Mamas beschützendem Arm. Mit diesem Gefühl schlief er ein.

Kalabati selbst hatte keine Angst vor den Toten. Sie glaubte, dass übelwollende Geisterwesen durch ein gesundes Selbstvertrauen auf Abstand gehalten werden konnten. Und das besaß sie. Nur wer an sich selbst zweifelt, ist angreifbar für die Macht der Toten.

»Solange ich mutig bin, kann mir niemand schaden, nicht einmal die Toten«, sagte sie.

Bevor Pikay in die Schule kam, wusste er nicht, was eine Kaste ist. Niemand hatte ihm erzählt, dass die Menschen in vier Kasten und Tausende Unterkasten eingeteilt werden. Er wusste nichts von der viele Tausend Jahre alten Liedsammlung, in der die Entstehung der vier Kasten beschrieben wird. Er hatte keine Ahnung von dem mystischen Urmenschen Purusha, der in vier Teile geteilt wurde. Davon, dass die Brahmanen, also die Priester, aus dem Mund von Purusha gemacht worden waren. Und dass die Kshatriyas, die Krieger, aus den Armen, die Vaishyas, die Kaufleute, Handwerker und Bauern aus den Oberschenkeln und die Shudras, die Arbeiter und Tagelöhner, aus den Füßen entstanden waren.

Ebenso wenig hatte er von den hochgewachsenen und hellhäutigen Indoariern gehört, dem Steppenvolk, das vor 3500 Jahren aus Zentralasien angeritten kam, dem Waldvolk auf der indischen Halbinsel Ackerbau beibrachte, sich selbst zu Priestern, Soldaten und Verwaltern machte und sich in die obersten Kasten einordnete. Oder von dem dunkelhäutigen Waldvolk, der Urbevölkerung, die in den untersten Gruppen landete und zu Bauern, Handwerkern und Bediensteten wurde, so wie die Familie von Pikays Vater, oder von den Jägern, die im Wald blieben und das Stammesvolk genannt wurden, wie die Verwandten auf der Seite seiner Mutter.

Als Pikay erwachsen wurde, fand er immer, dass sich das Kastensystem eigentlich kaum vom europäischen Feudalsystem und der Standesgesellschaft unterschied.

»Nicht sonderlich schwer zu verstehen«, pflegte er zu sagen, wenn die Leute aus dem Westen klagten, dass sie das Kastensystem nicht

verstünden.

»Okay, ein bisschen komplizierter vielleicht«, gab er dann manchmal doch zu.

Und dann erzählte er ihnen, wie man in eine Gruppe geboren wird, die Jati (»geboren werden«) genannt wird und wie eine Zunft fungiert. Alle Jati sind Untergruppen zu den vier Hauptgruppen, den vier Varna – einem Sanskritwort, das »Farbe« bedeutet. Die vier Varna sind dasselbe wie die vier Hauptkasten, die in den alten hinduistischen Büchern beschrieben sind.

»Es gibt also nur vier Varna, aber Millionen Jati«, erzählte Pikay.

»Millionen Jati? Wie in aller Welt haltet ihr die denn auseinander?«, fragten dann seine Freunde aus dem Westen, und wenn Pikay antwortete, dass sie das gar nicht könnten, kein Inder könne das, ließen sie das Gesprächsthema immer fallen und redeten von etwas anderem.

Darauf, dass seine eigene Familie zu keiner der vier Varna gehörte, sondern als die »Kastenlosen«, »Unberührbaren« oder »Dalit« klassifiziert war, ging er nur ein, wenn jemand insistierte. Das war schließlich nichts, worauf er wirklich stolz war. Doch Pikays Leben wäre niemals so verlaufen, wenn er nicht zu den Unberührbaren gehört hätte.

Der Vater der Nation, Mahatma Gandhi, wollte den Status der Dalits anheben und nannte sie deshalb »Kinder Gottes«. Pikay fand, das sei eine schöne Formulierung. Gandhi wollte nur das Beste, ihnen einen schönen Namen geben, der ihre Situation erleichtern sollte. Seit Indien von den Briten frei war, klassifizierten die Behörden sie als »scheduled castes« und gewährten ihnen ermäßigte Zugtickets und bestimmte Quoten, damit sie leichter in die Universitäten kommen und in politische Organisationen gewählt werden konnten. Das waren wohlmeinende Anstöße, die den niedrigen Status der Kastenlosen verbessern sollten.

Im Grunde waren alle Voraussetzungen, die ein Ende der Diskriminierung hätte bedeuten können, in Form von Gesetzen

geschaffen worden, die dem Unrecht entgegenwirken sollten. Doch ein Gesetz nutzt nur dann etwas, wenn auch danach gelebt wird. Tief in den Köpfen der Menschen saßen die uralten Vorurteile und Werte so fest wie die Teile des Urgebirges.

Die Veränderung musste von innen kommen, aus den Herzen der Menschen, das hat Pikay gelernt.

Seit ihrem zwölften Lebensjahr wollte Lotta nach Indien. Sie erinnert sich noch gut daran: In der siebten Klasse wurde ein Film über den Ganges gezeigt. Der Filmprojektor surrte, und die Sonne ging über dem Fluss auf. Sie erinnert sich an die Sitarmusik, die aus den Lautsprechern schnarrte, an die Glocken, die von einem Tempel her klangen, und an die Pilger, die von den Treppen in den Fluss stiegen, bis ihnen das Wasser bis zur Taille reichte.

Lotta dachte oft daran, dass dieser Schwarz-Weiß-Film ihr erster Kontakt mit Indien gewesen war.

Der Film über den Ganges berührte sie mehr als alles andere, was sie in der Schule erlebte. Nachdem sie den Film gesehen hatten, schrieben alle einen Aufsatz über ihre Eindrücke. Sie schrieb einen langen und gefühlvollen Text.

Eines Tages werde ich dorthin reisen, dachte Lotta.

Sie wollte Archäologin werden. Sie liebte es, in der Erde zu graben und nach Dingen zu suchen. Sie träumte von sensationellen Funden und davon, wie sie das Knäuel der Geschichte zu glatten Fäden entwirren würde. In der Schule fertigte sie aus eigenem Antrieb ein großes Bild von den Pyramiden Ägyptens an und las über den britischen Archäologen Howard Carter, der das Grab des Tutanchamun entdeckt hatte. Der Fluch, der Carter traf, faszinierte sie. Es kitzelte ihr im Bauch, wenn sie las, wie einundzwanzig der Mitarbeiter, die bei den Ausgrabungen dabei gewesen waren, auf seltsame Weise gestorben waren. Solche Mysterien wollte Lotta erforschen.

Als Jugendliche ging sie in die Bibliothek, um Bücher über Ufos auszuleihen, und sie reiste nach Göteborg, um Vorträge über das Leben

auf anderen Planeten im Weltall zu hören. Sie abonnierte eine Ufo-Zeitung, von der sie jede Ausgabe von vorne bis hinten durchlas, fest davon überzeugt, dass die Erdenbewohner im Universum nicht allein waren.

Gleichzeitig träumte sie von dem Leben, wie es früher gelebt worden war. Sie stellte sich vor, sie wäre im 16. Jahrhundert geboren und ihre Familie würde in einer Hütte im Wald leben. Das Leben ohne Bequemlichkeiten und technische Geräte. Alles war reduziert, einfach, naturnah.

Seine Mutter war die Einzige, die verstand, wer der kleine Pikay eigentlich war. Sie hieß Kalabati, hatte dunkelblaue Strichtätowierungen im Gesicht, ein Goldherz in der Nase und Goldmonde in den Ohren. Das Einzige, was es heute noch von ihr gibt, ist ein Messingkerzenleuchter in Form eines Elefanten. Das war ihr Lieblingsleuchter. Wenn Pikay den Leuchter betrachtet, wie er jetzt auf dem Kaminsims in dem gelben Haus im Wald steht, dann denkt er an sie.

Im Dorf war es traditionell ihre Aufgabe, anlässlich der jährlichen Feste magische Figuren auf die Hauswände zu malen. Sie hatte den künstlerischen Blick und eine geschickte Hand bei der Malerei. Ihre Künste wurden von allen im Dorf angefragt, sogar von den Brahmanen. Wenn ein Fest bevorstand, stand sie früh auf, bestrich die braunen Lehmwände der Hütte mit Kuhdung und fing an, sie zu dekorieren. Wenn sie mit dem Haus der Familie fertig war, machte sie beim Nachbarn weiter. Am Tag bevor das Fest begann, ging sie zwischen Morgen- und Abenddämmerung von Haus zu Haus und malte Menschen mit schmalen Beinen und Armen, Schlingpflanzen und Blumen mit schlanken Blättern. Die weiße Farbe, die sie auf die terrakottaroten Lehmwände malte, hatte sie aus Reismehl und Wasser selbst hergestellt. Im ersten blassgelben Morgenlicht am Tag des Festes sah man auf allen Dorfhütten schöne Muster. Alles war Kalabatis Werk.

Pikay schaute zu, wenn seine Mutter die Wände bemalte, und fragte sich oft, warum sie niemals auf Papier malte.

Kalabati war im Stamm der Kutia Kondh geboren.

»Unser Stammesvolk, das sind die Nachfahren der dunklen Waldmenschen, die so lange man denken kann hier gewohnt haben, ja,

seit Tausenden von Jahren, ehe das Steppenvolk herkam und den Wald abholzte und anfang, Weizen und Reis anzubauen«, erzählte sie Pikay.

»Mit dem Steppenvolk, den Bauern, kamen Krieg und Krankheiten. Das Steppenvolk war es, das die Menschen einteilte in solche, die mehr, und solche, die weniger wert sind. Ehe die Steppenhindus kamen, unterschieden wir nicht zwischen einem Volk und einem anderen. Zu der Zeit war kein Mensch, der in den großen Wäldern wohnte, vornehmer als ein anderer.«

Die Mutter war der einzige Mensch, den er richtig kannte. Der Rest der Familie war ihm mehr oder weniger fremd. Wenn sein Vater und seine Brüder am Samstagabend mit den Fahrrädern aus der Stadt angefahren kamen, um ihren freien Sonntag zu Hause im Dorf zu verbringen, hatte er ein komisches Gefühl im Bauch. Wenn der Vater das Fahrrad an die Hauswand stellte und ihn hochhob, bekam er Angst und fing an zu weinen.

»Weine doch nicht, sieh nur, dein Papa kommt mit Süßigkeiten für dich«, versuchte Kalabati ihn zu trösten.

Dann verstummte er, biss die Zähne zusammen, nahm schluchzend ein zuckerknisterndes Burfi, ein luftiges und feuchtes Gulab jamun oder einen zähen englischen Karamell aus der Hand des Vaters und kroch seiner Mutter auf den Schoß.

Jeden Morgen badete Kalabati ihn im Kondpoda-Fluss. Manchmal gingen sie auch zum großen Strom hinunter, wo es nach den Wildblumen duftete, die am Ufer wuchsen, und nach den runden Fladen aus Kuhdung, die auf der sonnenbeschienenen Böschung zum Wasser hinunter zum Trocknen lagen. Die Mutter ermahnte ihn, vorsichtig zu sein und nicht zu weit raus zu schwimmen, trocknete seinen Rücken mit einem Zipfel ihres Sari ab und rieb ihn mit Kokosöl ein, sodass er im Sonnenschein glänzte. Dann kletterte Pikay auf einen Stein, der von dem rauschenden Wasser glatt geschliffen war, tauchte ein und schwamm und kletterte wieder auf

den Stein. Das konnte er eine Ewigkeit lang tun. Er fror niemals und erkältete sich auch nie, weil die dicke Schicht Öl auf der Haut das Wasser abperlen ließ und ihn so lange warm hielt, bis die Sonne höher am Himmel stand.

Im Sommer, kurz vor dem Monsunregen, waren Bach und Fluss fast ausgetrocknet. Der Mahanadistrom hatte an Stärke abgenommen, denn der Hiraku-Damm, der ein paar Tagesreisen mit dem Kanu stromaufwärts gebaut worden war, hatte ihn seiner wilden Wassermassen beraubt. Anfang Juni floss nur noch ein kleines Rinnsal in der Mitte des Flussbetts. Der Wassermangel war eine Geißel für alle im Dorf. Wenn sie im Austausch dafür Strom bekommen hätten, dann hätte das Leiden wenigstens einen Sinn gehabt, doch der Strom, den man im Wasserkraftwerk produzierte, wurde woanders gebraucht. In der Abenddämmerung knisterten immer noch die Holzfeuer, und die Öllampen flammten auf.

Als Fluss und Strom fast ausgetrocknet waren, gruben Kalabati und die anderen Dorffrauen in den großen Sandbänken provisorische Brunnen. Metertiefe Löcher, in die schließlich von den Seiten das Wasser hineinsickerte. Das Wasser trug Kalabati in verbeulten Bleheimern nach Hause. Einen Eimer auf dem Kopf, einen in jeder Hand.

Die Priester meinten, die Gegenwart der Unberührbaren besudele alles, was rein und heilig sei. Wenn Pikay sich dem Tempel des Dorfes näherte, bewarfen sie ihn jedes Mal mit Steinen. In dem Jahr, ehe er in die erste Klasse kam, legte er sich rachedurstig auf die Lauer. Als das Ritual begann und die Priester mit Wasser gefüllte Tonkrüge herbeitrugen, holte er die Steinschleuder heraus, sammelte Steine vom Boden auf, lud und schoss. Ploff! Ploff! Ploff! Langsam begann das Wasser aus den gesprungenen Krügen zu sickern. Die Priester entdeckten ihn und jagten ihn durchs Dorf.

»Wir werden dich töten!«, schrien sie.

Er versteckte sich in einem Gebüsch, das aus Kakteen bestand. Die Stacheln bohrten sich in seinen Körper, und er hinkte blutend nach Hause, um sich von seiner Mutter trösten zu lassen. Er dachte: Sogar die Pflanzen wollen mir übel.

Die Mutter streichelte seinen Rücken und sprach sanft und gut von der Welt. Auch wenn sie wusste, dass sie den Unberührbaren und dem Stammesvolk oft feindlich gegenüberstand. Pikay hatte keine Ahnung, warum die Brahmanen wütend auf ihn waren. Er begriff nicht, warum er sich vom Tempel fernhalten sollte, hatte keine Erklärung für die Steine, die man nach ihm warf. Das alles tat nur weh.

Seine Mutter verbarg die Wahrheit vor ihm und webte Träume und Hoffnungen mit beschönigenden Beschreibungen zusammen.

Wenn die Kinder aus den hohen Kästen Pikay versehentlich berührten, wuschen sie sich schnell im Fluss.

»Warum tun sie das?«, fragte er.

»Weil sie so schmutzig sind, da ist es nur gut, wenn sie mal baden«, antwortete die Mutter. »Die haben wirklich ein Bad nötig! Igitt, was waren die schmutzig!«, wiederholte sie so lange, bis seine Sorgen verschwunden waren.

Kalabati hatte nie in die Schule gehen dürfen, und sie konnte weder lesen noch schreiben. Aber sie wusste vieles andere. Sie konnte eigene Farben herstellen, schöne Muster malen und die Blätter, Samen und Wurzeln der Pflanzen zu wirkungsvoller Naturmedizin mischen.

Ihr Leben war in tägliche Pflichten aufgeteilt. Jeden Tag wurden die Arbeiten zur selben Zeit ausgeführt. Sie stand auf, wenn es noch dunkel war. Ihr Wecker waren die krähenden Hähne und ihre Uhr die Position des Morgensterns am Firmament. Pikay blieb dann noch auf seiner Strohmatten auf dem Boden liegen und hörte, wie sie den Boden, die Veranda und den Hof mit einer Mischung aus Wasser und Kuhdung

wischte. Er fand es seltsam, dass sie Kuhkot benutzte, um sauber zu machen, und das blieb lange Zeit eines der Mysterien des Lebens, bis ihm die Mutter erklärte, dass es ein wirkungsvolleres Putzmittel war als das weiße chemische Pulver, das man im Dorfladen kaufen konnte.

Wenn Kalabati das Haus geputzt hatte, machte sie sich auf, um das Maisfeld der Familie zu versorgen und dann im Fluss zu baden. Wenn sie zurückkam, stand sie in ihrem dunkelblauen Sari auf der frisch geputzten Veranda. Ihr nasses, lockiges Haar glänzte in der Morgensonne, wenn sie sachte mit einem Baumwolllappen das Wasser aus den langen Haarsträhnen drückte.

Danach bekam der Tulsibusch mit den wohlriechenden grün-lilafarbenen Blättern Wasser, während sie ein Mantra sang. Dann ging sie zur Küchenecke, tauchte den Zeigefinger in eine schwere Steinschüssel mit zinoberrötlichem Farbpulver, drückte den Finger mitten auf ihre Stirn und betrachtete sich in dem gesprungenen Spiegel. Sie beugte sich vor und malte sich dicke Kajalstriche um die Augen. Das Kajal hatte sie selbst aus einer Mischung aus Ruß und »Ghi«, einer selbstgestampften konzentrierten Butter, hergestellt.

Wenn sie fertig war, stand Pikay auf, rollte die Strohmatten zusammen und bekam auch einen Punkt mit Kajal mitten auf die Stirn, der ihn gegen böse Mächte schützte, wie die Mutter sagte. Außerdem bekam er etwas Ghi auf die Stirn. Draußen in der Sonne schmolz dann die Butter und lief ihm ins Gesicht. Die Butter war Kalabatis Art, dem Rest des Dorfes zu sagen, dass ihre Familie nicht arm war.

»Es können sich nicht alle Butter und Milch leisten«, sagte Kalabati.
»Wir aber schon.«

Sieh nur, die Familie Mahanandia hat so viel Butter, dass sie dem Kind die Stirn hinunterläuft – das, so hoffte Kalabati, würden die Dorfbewohner denken.

Der Körper rein, die Haare gekämmt, Kajal und Butter auf der Stirn. So war Pikay bereit, dem neuen Tag zu begegnen.

Das Stammesvolk, zu dem seine Mutter gehörte, hatte Tausende von Jahren zwischen den Bäumen gejagt und auf den Lichtungen angebaut. Inzwischen stellten die meisten von Kalabatis Verwandten am Ufer des Stroms Ziegel her. Sie sammelten Lehm vom Boden des Flussbetts und formten und brannten Ziegelsteine. Nur Pikays Onkel jagte immer noch. Pikay bekam von ihm eine Pfauenfeder geschenkt, die er mit einer Schnur um seinen Kopf band, um dann durch den Wald zu schleichen und Jäger zu spielen.

Pikay hatte lange geflochtene Haare und war stolz auf seine Zöpfe. Kalabati hatte seine Haare wachsen lassen, weil sie sich in ihrem tiefsten Innern ein Mädchen gewünscht hatte. Er maß gern seine Kraft und benutzte die Zöpfe, um zu zeigen, wie stark er war. Er band sich einen Stein ins Haar, hob ihn vom Boden hoch und rief triumphierend:

»Seht nur, wie stark meine Haare sind!«

Die anderen Jungen, die keine Zöpfe hatten, waren beeindruckt. Sie hatten noch nie etwas Vergleichbares gesehen.

Meist war er nackt und trug nur Armbänder oder Gürtel, an denen weiße Muscheln hingen. Alle Kutia-Kondh-Kinder im Dorf liefen nackt herum. Die Kastenhindus fanden die Stammesleute seltsam. Ihre eigenen Kinder trugen Kleider.

Kalabati verehrte die Sonne und den Himmel, die Affen und die Kühe, die Pfauen, die Kobras und die Elefanten. Sie verehrte den nach Lakritz duftenden Tulsibusch, den Pipalbaum und den Niembaum, dessen Äste wegen seines antibakteriellen Saftes als Zahnbürsten benutzt wurden. Für Kalabati war das Göttliche namenlos. Gott war in allem, was zu sehen war und um sie herum lebte. Mehrere Male in der Woche ging sie in ein Dickicht, wo die Bäume so dicht standen, dass die Äste und Blätter Wände

und Dach bildeten. Dort hatte sie Steine und grünes ungestampftes Gras gesammelt, hatte ein wenig Butter ausgelegt und rotes Farbpulver verstreut, und da betete sie zu allem Lebendigen im Wald, aber vor allem zu den Bäumen, die gemeinsam mit der Sonne für das Allergöttlichste standen.

Das Kondh-Volk und die anderen Stämme in den Wäldern Ostindiens hatten sich niemals selbst in Kasten eingeteilt oder eine Unterscheidung zwischen Häuptlingen und Untertanen getroffen. Alle besaßen dasselbe Recht, die Götter zu verehren und die heiligen Dinge zu berühren. Doch dann kam das Volk der Steppe. Kalabati erzählte Pikay, wie sie aus dem Westen kamen und anfangen, Täler und Flussufer zu beackern und dabei die Waldmenschen als primitiv und unzivilisiert zu verachten.

»Am Ende wurden wir gezwungen, uns ihrem Kastensystem zu unterwerfen«, sagte seine Mutter traurig.

Manchmal rebellierten die Waldvölker. Die Briten mussten Truppen schicken, um die Ordnung wiederherzustellen. Doch es war ein ungleicher Kampf, in dem die Aufständischen stets den Kürzeren zogen.

Als Pikay um die zehn Jahre alt war, las er, dass Guerillakrieger, die Naxaliten genannt wurden, begannen, für die Rechte der Stammesvölker zu streiten – ein Konflikt, der sich im Laufe der Jahre verschärfte. Die Armee beantwortete Gewalt mit Gewalt, Blut floss, der Hass brach auf, und die Zeitungen nannten den Konflikt einen Bürgerkrieg. Pikay mochte die Wendung nicht. Er verstand aber, dass viele der Stammesbrüder seiner Mutter alle Hoffnung verloren hatten, als die Bergbaubetriebe und Industrieunternehmen auf der Jagd nach Bodenschätzen ohne zu fragen ihre heiligen Berghügel und -gipfel, Bäume und Büsche zerstört hatten. Erst glaubte er, dass Gewalt die einzige Antwort auf Gewalt sei, doch dann verlor er seinen Hass. Kein Mensch ist so wenig wert, dass er den Tod verdient, nicht einmal ein Unterdrücker und auch kein Mörder. Pikay mochte Mahatma Gandhis Ausspruch, dass die Ideologie »Auge um Auge«